

14 Ernst Simon zum 80. Geburtstag*

Von Dr. Paul R. Mendes-Flohr, Dozent für moderne jüdische Geistesgeschichte an der Hebräischen Universität, Jerusalem

Noch im ehrwürdigen Alter von achtzig Jahren strahlt Ernst Akiva Simon – Emeritus für Erziehungswissenschaft an der Hebräischen Universität – unvermindert Energie und Idealismus aus. Ein tiefes, unbeirrbares Vertrauen in die moralischen und geistigen Möglichkeiten des Menschen beflügeln ihn weiterhin, am Schicksal seiner Mitmenschen sowohl im Bereich der zwischenmenschlichen Beziehungen als auch in der Öffentlichkeitsarbeit lebhaften und aktiven Anteil zu nehmen.

Simons Idealismus gründet in einem religiösen Humanismus: dem Glauben, dass Mensch und Gott als Partner die Geschehnisse der Welt lenken. In dieser Partnerschaft, meint Simon, ist Gottesdienst nicht auf die Anlässe von Gebet und offizieller Religionsausübung beschränkt, sondern umfasst jeden Aspekt des Lebens, von den scheinbar weltlichen Verrichtungen des Alltags bis hin zu den Augenblicken schicksalsträchtiger politischer Entscheidung.

Simon ist ein frommer Jude, der die Gebote befolgt. Den Weg zum Judentum fand er jedoch mitten aus der Assimilation¹. Als Sohn einer wohlhabenden Berliner Familie [geboren am 15. 3. 1899], die von ihrer jüdischen Herkunft nichts wissen wollte, wurde Simon erstmals als junger Mann mit seiner jüdischen Identität und seinem jüdischen Erbe konfrontiert, als er während des Ersten Weltkrieges in der deutschen Wehrmacht diente. Dort stiess er gleichzeitig auf antisemitische Strömungen und auf das strahlende Selbstbewusstsein der Zionisten, was ihn dazu brachte, seine Jüdischkeit zu bejahen. Jedoch beschloss er aus der Sorge heraus, dass seine neue Identität als ein moralisch inhaltsleerer Nationalismus enden könnte, die religiöse Überlieferung und die Quellen des Judentums zu studieren.

Der befreundete Erich Fromm – Psychologe und damals orthodoxer Jude – hat ihn dazu bewogen, nach Frankfurt am Main zu gehen und bei Rabbiner Nehemia A. Nobel, einem Talmud-Gelehrten, der mit der allgemeinen Kultur wohlvertraut war und einen feinen Sinn für das hatte, was die jüdische Jugend zu seiner Zeit bewegte, zu lernen. Während des Lernens bei Rabbiner Nobel traf Simon einen anderen Frankfurter – Franz Rosenzweig und war zutiefst berührt von dessen »dialogischem«, kritischem, aber personenhaften – Zugang zum Studium der jüdischen Quellen sowie von dessen positiver, jedoch undogmatischen Einstellung zur Gebotsbefolgung.

Simon wurde bald eine zentrale Gestalt in der Wiedergeburt des deutschen Judentums – in dem Versuch, die Kultur und das geistige Erbe des Judentums neu zum Leben zu erwecken, nachdem über ein Jahrhundert an rascher gesellschaftlicher und kultureller Assimilation darüber hingegangen waren. Als Lehrer an Rosenzweigs »Jüdischem Lehrhaus« – einem Zentrum dieser Wiedergeburt – freundete Simon sich mit Martin Buber an. Obwohl Buber zwanzig Jahre älter war als er, war ihre Freundschaft getragen von gegenseitiger Achtung und Zuneigung, was ihre lebenslängliche Zusammenarbeit bei den ver-

schiedensten akademischen, erzieherischen und politischen Unternehmungen bezeugt.

So rang sich der ehemals assimilierte und gleichgültige Jude Ernst Simon zu einer praktischen Entscheidung fürs jüdische Leben und die geistige Herausforderung durch. Diese Entscheidung führte dazu, dass er sich im Jahre 1928 als Zionist und gebotstreuer Jude in Israel niederliess. Diese Bejahung des Judentums bedeutete keine Ablehnung dessen, was er als die humanistischen Dimensionen der europäischen Kultur betrachtete, noch der Werte, mit denen er aufgewachsen war. In seinen Schriften und seiner Lehre sind vielmehr traditionelles jüdisches Lernen und jüdische Geistigkeit mit den besten Aspekten europäischer Kultur und Empfindsamkeit innig verwoben. In diesem Stück folgt er Buber, der glaubte, dass der Gottes Wort gegenüber offene Jude ein erfülltes Leben leben müsse, was das geistige Sehnen der ganzen Menschheit umfasst. Ähnlich stellt Simon den Anspruch, dass sich die theologischen Grundsätze des Judentums am Prüfstein des alltäglichen Lebens bewähren müssen. Darin liegt die Crux seines Zionismus: die Normalisierung jüdischen Lebens ist ein unabdingbares Erfordernis für die Sicherung der wahren Einzigartigkeit jüdisch-religiöser Lehre. Dies gilt in besonderem Masse für Israels Auserwähltheit, die »gleichsam zu leicht [ist], wenn sie an die Bedingungen des Diasporadaseins gebunden ist, wo auch sie sehr leicht zur Ideologie wird, und zwar wirklich zu einem »ideologischen Überbau« im marxistischen Sinn, der die Tugenden der Gleichheit und Freiheit, der Duldung und der Humanität, der Nächsten- und der Fernstenliebe predigt, wobei aber zugleich der Vorteil der jüdischen Minorität gewahrt wird, für die die Erfüllung jener Tugenden durch die Majorität die vitale Vorbedingung ihres Daseins ist. Erst mit eigener politischer Verantwortung kann – oder könnte – sich zeigen, welcher Grad wirklichen Ernstes diesen Forderungen innewohnt.«²

Im Einklang mit diesem Verständnis göttlicher Erwählung hat Simon unermüdlich seine Stimme erhoben gegen das kleinste Zugeständnis an die gebieterische Stimme von Nützlichkeitsbetrachtungen, Realpolitik und die schlichte Trägheit, die zu Kompromissen bezüglich der moralischen Integrität des jüdischen Gemeinwesens führt. Daher hat Simon stets die Sache sozialer Gleichheit und Gerechtigkeit innerhalb der jüdischen Gemeinschaft vertreten und während der vergangenen fünfzig Jahre nahezu jeden Versuch der jüdisch-arabischen Annäherung unterstützt. Simon ist fest davon überzeugt, dass moralisches Vorstellungs- und Einfühlungsvermögen die Juden dazu zwingen, den arabischen Nationalismus anzuerkennen und die arabische Angst vor dem Zionismus als reale Grösse ernst zu nehmen. Darüber hinaus hält Simon daran fest, dass solche Empfindlichkeit, sollen unsere Beziehungen zu den Arabern jemals von Gerechtigkeit und einem dauerhaften Frieden gekrönt sein, kein unmassgebliches Gefühl ist, wie die herrschende politische Meinung uns glauben machen will, sondern die Grundlage eines politischen Realismus.

* Erschienen in der israelischen Tageszeitung »Jerusalem Post« vom 26. 3. 1979; aus dem Englischen übersetzt von Dr. A. D. (Dafna) von Kries-Mach, Jerusalem.

¹ Eine kurze Autobiographie von Ernst Simon findet sich u. a. in dem Sammelband *Mein Judentum*, herausgegeben von Hans Jürgen Schultz, Kreuz Verlag, 1978. Vgl. FrRu o. S. 58 [Anm. d. Red. d. FrRu].

² Ernst Simon, *Aufbau im Untergang – Jüdische Erwachsenenbildung im nationalsozialistischen Deutschland als geistiger Widerstand*, Tübingen 1959, S. 102.

Als Erzieher hat sich Simon den klassisch griechischen Begriff der *paideia* zu eigen gemacht: Erziehung als den nie endenden Gestaltungsprozess der intellektuellen, geistigen und moralischen Integrität des Menschen. Seiner Über-

tragung dieses Begriffs in für die jüdische und israelische Lebenserfahrung bedeutsame Vorstellungen dankt Ernst Simon die tiefe Zuneigung und Dankbarkeit des jüdischen Volkes.

15 Ein unbestechlicher Beobachter*

Zum Tode Moshe Tavors s. A., 29. 6. 1903 – 21. 12. 1978

Mit diesem Nachruf* verbindet sich auch unsere Trauer um und Dank an Dr. Tavor. Sein Tod hinterlässt eine tiefe Lücke. Unvergessen sind die Besuche in seinem Kölner Büro als damaliger Presseattaché, seine Vorträge in der Freiburger Universität mit den anschließenden Diskussionen, den darauffolgenden Gesprächen am späteren Abend in einem Lokal, wohin – was damals selten war – unter den Teilnehmern sich auch arabische Studenten mischten und zu Gesprächspartnern mit Dr. Tavor wurden. Seine tiefe Bildung, seine einzigartige Sachkenntnis, sein Brückenbauen und Versöhnungsschaffen, seine nimmermüde Hilfsbereitschaft und Verfügungsbereitschaft, mit Rat zu helfen, schufen eine besondere Atmosphäre. Unvergessen sind die Besuche in seinem Jerusalemer Heim bei ihm und Frau Nora Tavor. Die jahrelange, immer ermutigende Anteilnahme Dr. Tavors auch am Freiburger Rundbrief bleibt mit in dankbarer Erinnerung. Gertrud Ludkner

Moshe Tavors letzte Jahre sind von Krankheit gezeichnet gewesen. Je strenger ihn das Leiden hinderte, sich draussen umzutun, um so stärker geriet man in der kleinen Wohnung an der Gaza Road in den Bann der Lebendigkeit, die Tavor ausstrahlte. Hier draussen in der Weststadt Jerusalems erinnern die Häuser mit den gepflegten Gärten an Wilmersdorf oder Steglitz, den alten Westen Berlins. Die alte Generation der Juden hat mit Austreibung und Flucht ihre Vergangenheit nicht abgeschüttelt. Sie hat sie mit in dieses Land gebracht. Zwischen den Bücherreihen, die sich in Tavors Wohnung in fast jedem Zimmer bis zur Decke stapeln, fühlte sich der Besucher aus Deutschland vollends zu Hause, zeigte nicht die Hälfte der Titel, dass dies fremdes Land ist, bedrohtes Leben.

Israels Sorge um sein Bestehen und die Gründe dafür erlebt jeder Besucher bei den Razzien jüdischer Soldaten in den Araber-Vierteln Jerusalems, oder an dem sich von Horizont zu Horizont menschenleer ziehenden Grenzstreifen in der Araba, der Senke zwischen Totem und Rotem Meer, oder im Gewimmel der Studenten der arabischen Hochschule Bir Zeit, nur ein paar Dutzend Kilometer hinter Jerusalem. Den Schlüssel zu diesen Anschauungen fanden viele Besucher – Journalisten, Pfarrer, Diplomaten – im Gespräch mit Tavor.

Moshe Tavor, mit bürgerlichem Namen Tauber, am 29. Juni 1903 in Olmütz geboren, hat von sich gesagt: »Die meisten Israelis kommen von irgendwo her. Aber ich bin nicht aus Deutschland gekommen oder der Tschechoslowakei. Ich kam aus Überzeugung.« Er war in beiden Welten zu Hause, der mährisch-österreichischen-deutsch-tschechischen und in Israel. In Europa hatte er Rechtswissenschaft studiert, in Marburg die Doktorprüfung abgelegt, war Anwalt, dazu auch Journalist geworden. In den zwanziger Jahren war er Redakteur des zionistischen Wochenblatts »Selbstwehr« in Prag. Er hatte eine enge Bindung an Max Brod.

Nach Israel kam er, als die jüdischen Siedlungen noch klein an Zahl, überschaubar waren. Er hat ihre allmähliche Ausweitung und später den Aufbau des Staates Israel miterlebt. Zuerst schlug er sich als Antiquar, später als Journalist kümmerlich durch, bis sein Name Geltung

gewann, als Journalist in Israel und 1957 bis 1960 und 1963 bis 1966 als Presseattaché in Köln.

Tavor war noch in der Zeit zu Hause, als in Israel jeder jeden kannte. Das hatte den Menschen geholfen, die Kräfte zusammenzuspannen und den einzigen Staat der wissenschaftlich-technischen Zivilisation zwischen Mittelmeer und gelbem Meer zu bauen. Die grosse Enge des jüdischen Bodens hatte als Folge aber nicht nur die Gefahr, dass ein Panzerwagen in einer Viertelstunde von der alten Grenze westlich Samarias bis zum Mittelmeer hätte fahren können – nie vergessener Ausdruck der Bedrohung der Sicherheit des Landes. Das Beieinanderhocken hielt auch die Juden so zusammen, dass jeder die Runzeln am anderen wie durch ein Vergrößerungsglas sah und sich über sie ärgerte. Das gab den Grund für die unaufhörlichen Streitereien und Parteilungen im Lande. Als Tavor 1960 die Berichterstattung über Israel für diese Zeitung übernahm, brachte er die ins einzelne gehende Kenntnis der Menschen und Umstände mit, hielt sich aber aus den innerisraelischen Gegensätzen heraus.

Seine Vertrautheit mit dem Land verhalf seinen Berichten zu einer unvergleichlichen Genauigkeit der Information. Von Traummalerei hielt er nichts. Dagegen sträubte sich die fast zwanghafte Hinneigung zur Selbsterkenntnis, die zum scharfen Spott über sich selbst gehen konnte. Seine Berichte funkelten durch die Präzision der Sprache. Er hörte nicht auf, neu zu formulieren, bis er das treffende Wort gefunden hatte. Der gleiche Freimut zur Wahrheit, mit dem er in seinen letzten Jahren dem Tod entgegensah, bildete den Grundton der journalistischen Arbeit Tavors. Sein Blick war unbestechlich, frei auch von den Anfechtungen, die deutschen Beobachtern Israels, vor allem in den ersten Nachkriegsjahrzehnten, zu schaffen machten. Die Unerbittlichkeit im Standhalten gegenüber der Wirklichkeit machte ihn skeptisch gegenüber den vielen Rezepten, die in einfachen Formeln Lösungen für Israels Zukunft und für Frieden im Nahen Osten anbieten. Tavor war sich gewiss, dass, falls man zu Lösungen kommen sollte, schmerzlicher Verzicht für jeden Voraussetzung sein werde. Wie weit und schwer der Weg dahin ist, hat er selbst erlebt, als er mit Martin Buber versuchte, Juden und Moslems zum Gespräch zu bewegen – vergeblich. Aber Tavor gab nicht auf.

Im Deutschen wie im Israelischen zu Hause, war Tavor Anwalt, beide Völker zum Verständnis füreinander zu führen, auf dem Boden der Wahrheit gegenüber der eigenen Vergangenheit. Er hat dazu beigetragen, dass das Verhältnis zwischen beiden Nationen schrittweise so gut geworden ist.

Seit Jahren kannten seine Freunde die Gefahr für sein Leben. Sie rieten ihm nicht, die Feder aus der Hand zu legen, weil zu spüren war, wie Tavor aus seiner Arbeit Kraft gewann. Nur durch die Hilfe seiner Frau hat er das leisten können. Die Deutschen haben, wie auch die Juden, Grund, Tavor dankbar zu sein.

Karl-Alfred Odin

* Mit freundlicher Genehmigung ihrer Redaktion entnommen der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« Nr. 286, 23. 12. 1978.